

In seiner Rede anlässlich der Verleihung des Literaturnobelpreises 1982 sprach Gabriel García Márquez über „die Einsamkeit Lateinamerikas“. Gut dreißig Jahre zuvor hatte ein anderer Nobelpreisträger, der Mexikaner Octavio Paz, über das „Labyrinth der (mexikanischen) Einsamkeit“ geschrieben.

„Einsamkeit“ scheint das Lieblingswort lateinamerikanischer Literaten zu sein. Und das trifft auch auf die Stimmung in den Ländern Zentralamerikas zu – mit Ausnahme von Costa Rica vielleicht, weil dieses Land für sich selbst den Mythos erschaffen hat, die „Schweiz Lateinamerikas“ zu sein. Seine Bewohner sollen einer jüngst veröffentlichten Statistik zufolge das glücklichste Volk der Welt sein, und es ist das einzige Land der Region, das weder Militärdiktaturen noch Bürgerkriege erleiden musste, ja nicht einmal eine eigene Armee hat. „In Zentralamerika stößt man doch täglich noch auf einen wahren Schatz an Geschichten!“, wie mir ein Schriftsteller aus Uruguay versicherte, der die Buchmesse in San José besucht hat. Seine Aussage entspricht der Wahrheit. In Ländern wie Guatemala, El Salvador, Honduras und Nicaragua zu leben ist eine Herausforderung. Nicht zuletzt darum ist die Literatur dieser Länder von Politik und der Auseinandersetzung mit der staatlichen Obrigkeit geprägt.

Bis zum Ende der achtziger Jahre, bis zum Ende des Kalten Krieges, mussten Schriftsteller aus diesen Ländern regelmäßig ins Exil gehen, wenn sie frei schreiben wollten. Heute, nachdem der Stern der Militärdiktatur gesunken ist und die Macht haber regelmäßig und friedlich durch Parlamentswahlen ausgetauscht werden, gibt es – zumindest formell – keine Zensur mehr. Jeder kann sich frei äußern. Dafür müssen die Autoren nun ihre Rolle neu suchen in Gesellschaften, die zwar Bürgerkriege überwunden haben, in denen jedoch viele alte Konflikte weiterschweben. Heute finden sich Schriftsteller vielfach aufgerieben zwischen dem Hammer einer staatlichen Obrigkeit, die sich als demokratisch bezeichnet, aber die Kultur marginalisiert, und dem Amboss der schwierigen Sicherheitslage mit weitverbreiteter Kriminalität und Bandenwesen.

Dies lässt sich besonders in den Ländern Guatemala, El Salvador und Nicaragua beobachten, wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß. In allen drei Ländern ist es in den Beziehungen zwischen Intellektuellen und Machthabern zum Bruch gekommen, und das, obwohl El Salvador und Nicaragua – zumindest formal – linksgerichtete Regierungen haben. In El Salvador gewann die Farabundo-Martí-Front FMLN, ein Zusammenschluss verschiedener linker Gruppierungen, zweimal die Parlamentswahlen. Beim ersten Mal 2009 mit ihrem unabhängigen Kandidaten Mauricio Funes, der es als ehemaliger Journalist der CNN zum Präsidenten brachte, und ab 2014, diesmal unter der Führung des früheren Kommandanten Salvador Sánchez Ceren. In Nicaragua dagegen regieren zurzeit wieder die Sandinisten, denen es seinerzeit gelang, die Somoza-Diktatur zu zerschlagen, deren Schicksal sie mit ihrem Einmarsch in Managua am 19. Juli 1979 besiegelten. Bis zu ihrer Wahlniederlage 1990 blieben sie an der Macht. 2006 und 2011 konnten sie sich unter der Führung des derzeitigen Präsidenten Daniel Ortega bei den Wahlen wieder durchsetzen.

Fakt ist, dass ohne die aktive Rolle der Intellektuellen weder in El Salvador noch in Nicaragua der Revolution großer Einfluss auf die breite Masse der Bevölkerung beschiedener gewesen wäre. In Nicaragua übernahm unmittelbar nach der Bildung der ersten sandinistischen Regierung der berühmte Dichter und Priester Ernesto Cardenal das Amt des Kulturministers, während der Romancier Sergio Ramírez von 1984 bis 1990 das Amt des Vizepräsidenten innehatte. 1994 traten beide aus der sandinistischen Bewegung aus, gefolgt von vielen Intellektuellen wie der Roman-

autorin und Dichterin Gioconda Belli. Sie alle taten dies „aus Protest gegen den Verrat der sandinistischen Revolution in ihren Prinzipien“. Seither ist die Beziehung zwischen Intellektuellen und Machthabern in Nicaragua empfindlich gestört, was vor ein paar Jahren sogar so weit ging, dass die Behörden Ernesto Cardenal mit einem Redeverbot belegten.

Wer Nicaragua besucht und die Schriftsteller des Landes trifft, stellt fest, dass kein bekannter Autor aus der Zeit der Revolution mehr hinter Präsident Ortega steht. Viele kritisieren das Regime scharf, manche nennen es sogar „schlimmer als das Somozas“. Der international angesehene Schriftsteller Sergio Ramírez hat seine Kritik an der heutigen sandinistischen Bewegung, in der alte Genossen ihre Vergangenheit verleugnen und genau die glei-

chsten Intellektuellen Mittelamerikas, leitete von 1981 bis 1992 den Sender Radio Farabundo Martí in den Bergen rund um die Hauptstadt, einer waldreichen Region und einem bekannten Kaffeeanbaugelände mit vulkanischem Boden und dem Vulkan Ilopango. Nach dem 1992 in Mexiko unterzeichneten Friedensabkommen zwischen der Farabundo-Martí-Front FMLN, der konservativen christdemokratischen Partei ARENA und der Militärregierung wandelte sich die bewaffnete linke Bewegung zur politischen Partei, die sich in der Folge erstmals an Wahlen beteiligte. Von diesem Wandel der Linken war auch der Radiosender betroffen, der von der FMLN an protestantische religiöse Gruppierungen verkauft wurde. Das war für den Journalisten Mixco ein Schock, da er sich plötzlich ohne Aufgabe in einer

neuen Zeit wiederfand. Es sollte fast ein Vierteljahrhundert vergehen, bis er sich daran machte, einen Roman über seine Tätigkeit in den Bergen und die Entwicklung der an der Revolution Beteiligten zu verfassen. „El Camino de las Hormigas“ (Der Weg der Ameisen) sei ein „aufsehenerregendes Beispiel dafür, wie Literatur fähig ist, eines der dramatischsten Ereignisse des zwanzigsten Jahrhunderts in Zentralamerika, den Bürgerkrieg in El Salvador, zu nutzen“, findet Sergio Ramírez. „Denn Miguel Huezos Mixco versucht sich, aufbauend auf seiner Erfahrung als Lyriker, erstmals an einem Roman und beleuchtet in seinem typischen Stil ein Panorama der Grausamkeiten und des Heldentums. Er zeigt, wie diejenigen, die für einen historischen Wandel kämpften, je nach ihren individuellen menschlichen Voraussetzungen entweder zu Helden oder aber zu Bösewichten wurden.“

Zwar ist die Linke jetzt an der Macht, doch de facto hat sich im Land nichts verändert, weder was die Armut angeht noch die neoliberale Wirtschaft, die so dominant ist, dass sogar die Rechte mittlerweile fordert, dass der Staat intervenieren und den Reichen höhere Steuern abverlangen müsse – früher ein kommunistischer Klassiker. Hinzu kommt Zensur, die sich in mannigfaltiger Form zeigt. Gut möglich, dass Mixco die offizielle Politik gar nicht hätte thematisieren können, wenn er nicht hauptberuflich einer anderen Tätigkeit bei UNDP in El Salvador nachgehen würde.

Andere Autoren im salvadorianischen Staatsdienst müssen sich dagegen sehr gründlich überlegen, was sie schreiben. Beispielsweise Manlio Argueta, geboren

schen den Intellektuellen und den pseudo-linken Machthabern auf die allgemeine Beziehung der Gesellschaft zur Literatur in El Salvador zurück. Für ihn sieht diese ganz anders aus als in Nicaragua, wo die meisten Intellektuellen in Vergangenheit und Gegenwart der Aristokratie entstammten, „wie Rubén Darío oder Sergio Ramírez und Gioconda Belli. Dichter werden in Nicaragua fast wie Heilige behandelt.“ Und obwohl es auch dort zum Bruch mit den Machthabern gekommen ist, eröffnen Politiker immer noch literarische Veranstaltungen – und sei es gezwungenermaßen. Man darf nicht vergessen, dass „der Mann, der den Diktator Somoza García 1956 erschoss, ein Dichter war“. Gemeint ist der Dichter Rigoberto López Pérez, der sich als Kellner verkleidet hatte und bei einem Fest in der Stadt León aus nächster Nähe auf den Diktator schießen konnte, so dass dieser acht Tage später seinen Verletzungen erlag.

„Hier in El Salvador“, so Argueta, „kommen alle Dichter aus einfachen Verhältnissen, deshalb haben Politiker wie auch die Gesellschaft Dichter stets mit Argwohn betrachtet.“ Dieses Misstrauen sei nach der Ermordung des Dichters Roque Dalton 1875 weiter gewachsen. „Bis heute ist es der FMLN nicht gelungen, dieses Problem zu lösen – und das, obwohl sie an der Macht ist.“ Obwohl sein Sterben so absurd war, wie die Vorwürfe gegen ihn an den Haaren herbeigezogen waren, begünstigte man sich damit, ihm im Park der unabhängigen Universität San Salvador ein Denkmal zu setzen. Offiziell aber findet er keine Erwähnung, als habe es ihn hier nie gegeben.

Argueta seinerseits interessiert in seinem Alter nicht mehr, wie die Mächtigen

ihn sehen. Hauptsache, er kann schreiben. „Den Beweis dafür habe ich hier“, sagt er und erhebt sich, um sein jüngstes Werk, „Los Poetas del Mal“, zu holen, einen Roman, der schon auf „Die Blumen des Bösen“ von Baudelaire anspielt. Es geht um drei Dichter – Henri Michaux, Rubén Darío und César Vallejo –, die in ihrer eigenen Welt, der Stadt der Dichter und Toten, zwischen Traum und Wirklichkeit hin- und herwandeln. Ich frage den Autor, ob das eine Flucht aus der Wirklichkeit sei – und deute mit der Hand aus dem Fenster, wo der Nationalpalast und die Kathedrale zu sehen sind, beide nicht weit vom Hauptplatz der historischen Altstadt von San Salvador, einem der gefährlichsten Orte der Welt, wo Mara-Banden und das Gesetz des Stärkeren herrschen. Er wisse es selbst nicht, erwidert Argueta.

Die Enttäuschung der Intellektuellen der Generation der Revolution veranlasste die junge Generation von Schriftstellern, neue Wege zu suchen. „Sie wollen uns dazu zwingen, über die Revolution und den Krieg zu schreiben“, sagt die zweiundvierzigjährige salvadorianische Autorin Vanessa Núñez Handal. „Und ich sage ihnen: Ihr habt versagt, also lasst uns mit unseren Themen machen, was wir wollen.“ Viele ihrer Kollegen aus Nicaragua und El Salvador sind ähnlicher Ansicht. Sie wollen von der Vergangenheit nichts wissen. „Wir haben den Krieg satt“, wie es Núñez ausdrückt. Ihre guatemalteke Kollegin Denise Phé-Funchal stimmt zu, selbst wenn sie aus dem Land des Nobelpreisträgers Miguel Ángel Asturias stammt, dessen Roman „Der Präsident“ (1946) gewissermaßen den Grundstein des lateinamerikanischen Diktatorromans legte. „Soll ich über den Krieg schreiben oder über meinen Vater?“, fragt mich die Autorin von „Anna lächelt“. „Als mein Vater starb, erschienen plötzlich fünfzehn Geschwister von mir, um ihn zu betrauern. Als ich meine Mutter danach fragte, sagte sie, dies seien seine Kinder mit seinen anderen Frauen.“ Darüber wollte sie schreiben, so Phé-Funchal.

Die Suche nach neuen Themen – das ist die Losung der jüngeren Generation. Und in Zentralamerika mangelt es wahrhaftig nicht an neuen Themen, vor allem an solchen, die oftmals besonders Autorinnen interessieren: Männerdominanz, Gewalt gegen Frauen, Vergewaltigungen und alltägliche, festgefahrene Strukturen, die auch die Linke dort nicht aufbrechen können.

Der Schriftsteller Najem Wali, 1956 im irakischen Basra geboren, lebt in Berlin. Zuletzt veröffentlichte er „Bagdad. Erinnerungen an eine Weltstadt“.

Krieg und Revolution? Nein danke!

Die einen beschäftigen sich mit den politischen Konflikten der Vergangenheit, die anderen wollen davon nichts mehr hören: Wie sich das Selbstbild der Schriftsteller in Guatemala, El Salvador und Nicaragua wandelt / Von Najem Wali



Korruption, Bestechlichkeit und Machtmissbrauch: Sergio Ramirez schreibt Krimis, Gioconda Belli Gedichte und Romane, Carlos Fernando Chamorro betreibt journalistisch Opposition.



Fotos Laif, Getty, Mauritius

chen Praktiken betrieben, gegen die sie einst kämpften, nämlich „Korruption, Bestechlichkeit und Machtmissbrauch“, in einem Kriminalroman verarbeitet. Sein Kommissar Morales, der im Roman „Der Himmel weint um mich“ als ehemaliger Revolutionskämpfer in den Bergen und Wäldern Nicaraguas vorgestellt wird, verlor beim revolutionären Kampf ein Bein und muss nun mit einer Prothese leben.

Unablässig kritisiert Morales seine früheren Genossen, die sich unrechtmäßig bereichern und mit den Anführern der Waffen- und Drogenmafia gemeinsame Sache machen. Der Roman spielt zur Zeit des rechtskonservativen, korrupten Präsidenten Arnoldo Alemán, der Nicaragua von 1997 bis 2002 beherrschte. Zu seiner Amtszeit wurde Nicaragua zu einer Transitstrecke der Drogenmafia zwischen Kolumbien, Honduras und Miami. In Ramírez’ jüngstem Roman muss Kommissar Morales sein Büro räumen, weil er nach der Rückkehr der Sandinisten 2007 seinen Job nicht mehr machen kann.

„Ein sauberer Kommissar hat unter Ortega keinen Platz“, erklärt mir Ramírez, als wir in seinem gut ausgestatteten Büro im großen Garten seiner ausladenden Villa im Nobelviertel von Managua zusammensitzen. „Morales arbeitet jetzt als Privatdetektiv, sein Büro ist ein altes Stoffgeschäft im Mercado Oriental in Managua.“ Auf meine Frage, wann er denn seinen früheren Chef Ortega zum letzten Mal getroffen habe, antwortete Ramírez, er habe ihn zum letzten Mal vor zehn Jahren gesprochen. „Heute sehe ich ihn zwar hin und wieder, aber immer nur hinter den abgetönten Scheiben seiner Limousine, während seine Männer den Verkehr weiträu-

den, doch „unsere Beziehung ist seit Jahren abgebrochen“.

Aber Belli bleibt in ihrer Kritik weit aus zurückhaltender als beispielsweise Carlos Chamorro, die kritischste Stimme Nicaraguas. Der angesehene Journalist und Spross einer bekannten Familie des nicaraguatischen Großbürgertums leitet das Presse- und Fernsehunternehmen „La Prensa“. Sein Vater, der berühmte Journalist Pedro Chamorro, wurde 1978 von den faschistischen schwarzen Todesschwadronen unter Somoza ermordet. Seine Mutter, Violeta Barrios de Chamorro, war von 1990 bis 1995 Präsidentin Nicaraguas. Carlos Chamorro selbst spricht laut vom Widerstand gegen das Regime und prangert die Abwesenheit von Freiheiten, die Verfolgung von Journalisten und Oppositionellen und die Zensur offen an. Bemerkenswert daran ist, dass Chamorro während der ersten Regierungszeit der Sandinisten Chefredakteur des offiziellen Sprachrohrs „Barricada“ war. Der einzige Besuch, den er Deutschland je abgestattet hat, war 1981 in der DDR für die sandinistische Zeitung Chamorro, der in seiner Jugend glühender Sandinist war, gehört nun zu den erbittertesten Gegnern der heutigen Bewegung. Bei einem Abendessen, zu dem er uns, die Delegation des deutschen PEN-Zentrums, in den Garten seiner Villa geladen hatte, erklärte er: „Es gibt keinen Sandinismus mehr, sondern nur einen Ortetegismus.“ Es vergeht kein Tag, ohne dass seine oppositionelle Zeitung „La Prensa“ fett gegen Ortega titelt.

In El Salvador, wo zurzeit ebenfalls linke Genossen die Regierungsgeschäfte führen, sieht es kaum anders aus. Miguel Huezos Mixco, Jahrgang 1945, einer der be-

neuen Zeit wiederfand. Es sollte fast ein Vierteljahrhundert vergehen, bis er sich daran machte, einen Roman über seine Tätigkeit in den Bergen und die Entwicklung der an der Revolution Beteiligten zu verfassen. „El Camino de las Hormigas“ (Der Weg der Ameisen) sei ein „aufsehenerregendes Beispiel dafür, wie Literatur fähig ist, eines der dramatischsten Ereignisse des zwanzigsten Jahrhunderts in Zentralamerika, den Bürgerkrieg in El Salvador, zu nutzen“, findet Sergio Ramírez. „Denn Miguel Huezos Mixco versucht sich, aufbauend auf seiner Erfahrung als Lyriker, erstmals an einem Roman und beleuchtet in seinem typischen Stil ein Panorama der Grausamkeiten und des Heldentums. Er zeigt, wie diejenigen, die für einen historischen Wandel kämpften, je nach ihren individuellen menschlichen Voraussetzungen entweder zu Helden oder aber zu Bösewichten wurden.“

„Hier in El Salvador“, so Argueta, „kommen alle Dichter aus einfachen Verhältnissen, deshalb haben Politiker wie auch die Gesellschaft Dichter stets mit Argwohn betrachtet.“ Dieses Misstrauen sei nach der Ermordung des Dichters Roque Dalton 1875 weiter gewachsen. „Bis heute ist es der FMLN nicht gelungen, dieses Problem zu lösen – und das, obwohl sie an der Macht ist.“ Obwohl sein Sterben so absurd war, wie die Vorwürfe gegen ihn an den Haaren herbeigezogen waren, begünstigte man sich damit, ihm im Park der unabhängigen Universität San Salvador ein Denkmal zu setzen. Offiziell aber findet er keine Erwähnung, als habe es ihn hier nie gegeben.

Argueta seinerseits interessiert in seinem Alter nicht mehr, wie die Mächtigen

schen den Intellektuellen und den pseudo-linken Machthabern auf die allgemeine Beziehung der Gesellschaft zur Literatur in El Salvador zurück. Für ihn sieht diese ganz anders aus als in Nicaragua, wo die meisten Intellektuellen in Vergangenheit und Gegenwart der Aristokratie entstammten, „wie Rubén Darío oder Sergio Ramírez und Gioconda Belli. Dichter werden in Nicaragua fast wie Heilige behandelt.“ Und obwohl es auch dort zum Bruch mit den Machthabern gekommen ist, eröffnen Politiker immer noch literarische Veranstaltungen – und sei es gezwungenermaßen. Man darf nicht vergessen, dass „der Mann, der den Diktator Somoza García 1956 erschoss, ein Dichter war“. Gemeint ist der Dichter Rigoberto López Pérez, der sich als Kellner verkleidet hatte und bei einem Fest in der Stadt León aus nächster Nähe auf den Diktator schießen konnte, so dass dieser acht Tage später seinen Verletzungen erlag.

„Hier in El Salvador“, so Argueta, „kommen alle Dichter aus einfachen Verhältnissen, deshalb haben Politiker wie auch die Gesellschaft Dichter stets mit Argwohn betrachtet.“ Dieses Misstrauen sei nach der Ermordung des Dichters Roque Dalton 1875 weiter gewachsen. „Bis heute ist es der FMLN nicht gelungen, dieses Problem zu lösen – und das, obwohl sie an der Macht ist.“ Obwohl sein Sterben so absurd war, wie die Vorwürfe gegen ihn an den Haaren herbeigezogen waren, begünstigte man sich damit, ihm im Park der unabhängigen Universität San Salvador ein Denkmal zu setzen. Offiziell aber findet er keine Erwähnung, als habe es ihn hier nie gegeben.

Argueta seinerseits interessiert in seinem Alter nicht mehr, wie die Mächtigen

Frankfurter Anthologie

Redaktion Hubert Spiegel

Arthur Schopenhauer

Antistrophe zum 73. Venezianischen Epigramme

Wundern darf es mich nicht, daß manche die Hunde verleumden:
Denn es beschämte zu oft leider den Menschen der Hund.

Johann Wolfgang Goethe

Venezianisches Epigramm, Nr. 73

Wundern kann es mich nicht, daß Menschen die Hunde so lieben:
Denn ein erbärmlicher Schuft ist, wie der Mensch, so der Hund.

Mathias Mayer

Kläffend zerreißt es das Ohr

Er war überzeugt, dass man nicht zugleich Dichter und Philosoph sein könnte; gleichwohl hat er durch seine Philosophie die Schriftsteller gefesselt, Franz Kafka und Thomas Mann, Borges, Beckett und Thomas Bernhard, alle haben Arthur Schopenhauer, den Griesgram unter den Denkern, intensiv gelesen. Seinen kleinen philosophischen Schriften, die 1851 als „Parerga und Paralipomena“ erschienen, gab er auch einige Verse mit auf den Weg. Unter „der Hülle des Metrums“ würde der Mensch „sein subjektives Inneres freier zu zeigen“ wagen, so Schopenhauers Selbstkommentar.

Dass sogar noch die Lyrik zum Forum des Widerspruchs werden konnte, erprobte er, der gerne provozierte, in einer „Antistrophe“, mit der er sich 1845 gegen ein Gedicht Goethes wandte, ohne es zu zitieren: das „Venezianische Epigramm 73“. Es musste schon viel passiert sein, dass er sich auf so persönlich-bekanntnisshaften Ausdruck gegen Goethe verwehrte, dem er in Weimar mehrfach begegnet war und dessen Werk er wie kein anderes der deutschen Literatur verehrte.

Was hatte Goethe denn gesagt? Als dieser 1790 noch einmal in der Lagunenstadt war, machte er seiner mitunter schlechten Laune Luft, indem er eine Reihe zum Teil recht scharfer und bissiger Epigramme verfasste. Wie später Schopenhauer nutzte er die antike Form des Distichons, eines Hexameters und eines Pentameters, dessen Hebungsprall in der Vermittlung oft zur Pointe genutzt wird. Ursprünglich als eine Aufschrift verstanden, auf einem Grabstein oder einem Gegenstand, gewann das Epigramm zunehmend satirische Qualität, die dann in den „Xenien“ gemeinsam mit Schiller noch polemischer zugespitzt wurde.

Schopenhauer hat sich von Goethes Zynismus provozieren lassen: Beide Epigramme sind lyrische Anklagen. Goethe erkennt in der Tierliebe des Menschen eine Offenbarung von dessen eigener tierischer Natur – die Sympathie für den Hund beruht darauf, dass es sich bei Mensch und Tier um „erbärmliche Schufte“ handelt. Es ist praktizierter Zynismus – im Kontrast zum antiken Modell der „Kyniker“, die ihre Glücksvorstellung der Bedürfnislosigkeit provozierend zur Schau stellten. Goethe war kein

Freund der Hunde, und die Tierliebe wurde ihm hier höchst verdächtig. In der schon früher entstandenen „Römischen Elegie 17“ heißt es im ersten Distichon: „Manche Töne sind mir Verdruß, doch bleibt am meisten / Hundegell mir verhaßt: kläffend zerreißt es mein Ohr“.

In gut epigrammatischer Tradition nutzt Schopenhauer diese Vorlage zur Umakzentuierung, ja zur Umkehrung. In raffiniertem Anlehnung an den Goetheschen Hexameter baut er im zweiten Vers die Spannung auf, die er erst löst, wenn am Ende die Überraschung eintritt, dass der Hund den Menschen beschämt. Goethes nachgerade eher harmloser Vergleich „wie der Mensch, so der Hund“ weicht einer höchst kunstvollen Inversion, in der das Objekt vor das Subjekt rückt: „beschämte . . . den Menschen der Hund“. So kommt in dieser knapp protokollierten Verleumdung jene moralische Vernachlässigung des Tieres zum Ausdruck, die in seinen philosophischen Texten angeklagt wird; denn Mensch und Tier sind durch eine „Identität des Wesentlichen“ verbunden, beide sind der Welt des Willens unterworfen und daher letztlich auf das Mitleid angewiesen.

Die Architektonik des Epigramms spielt Schopenhauer treffsicher als Widerspruch Goethes aus, indem er dessen Formulierung scheinbar bestätigend aufgreift, aber die dort als Verleumdung angelegte Nähe von Mensch und Tier als beschämende Verwandtschaft sichtbar macht. Mehrfach hat man den Philosophen gezeichnet, wie er mit seinem Pudel in der Frankfurter Altstadt unterwegs war. Hier setzt er sich selbst ein kleines lyrisches Denkmal, indem er die Menschlichkeit als bloße Kreatürlichkeit zum Vorschein kommen lässt.

Arthur Schopenhauer: „Parerga und Paralipomena“ II. Teilband II. Diogenes Verlag, Zürich 2007. 208 S., br., 9,90 €.

Johann Wolfgang Goethe: „Römische Elegien und Venezianische Epigramme“. Hrsg. von Hendrik und Karl Eibl. Insel Verlag, Frankfurt am Main 2007. 102 S., br., 6,- €.

Von Mathias Mayer ist zuletzt erschienen: „Franz Kafkas Litotes. Logik und Rhetorik der doppelten Verneinung“ Wilhelm Fink Verlag, München 2015. 155 S., br., 19,90 €.

Eine Gedichtlesung von Thomas Huber finden Sie unter www.faz.net/anthologie.